

S I E G M U N D W E L T L I N G E R

Mitvorsitzender der Gesellschaft für
christlich-jüdische Zusammenarbeit in Berlin e.V.

**Jugenderinnerungen
und Alterserkenntnisse eines
deutschen Juden**

Zu meinem 80. Geburtstag — das sind nun schon bald zwei Jahre her — erhielt ich viele Briefe, die mich sehr erfreuten. Zwei Schreiben aber fielen ganz aus dem Rahmen der anderen Geburtstagsgratulationen. Sie wurden von zwei Persönlichkeiten geschrieben, deren Gedanken von merkwürdiger Ähnlichkeit sind: Den einen Glückwunsch erhielt ich von einem bekannten Journalisten, den anderen von einem führenden Wirtschaftler. Ich möchte diese Briefe auszugsweise verlesen.

Der eine schrieb:

„Wenn man sich die Zeit seiner Kindheit und Jugend vergegenwärtigt, so erschrickt man fast angesichts der schnellen Wandelbarkeit der menschlichen Lebensverhältnisse und Lebensformen. In jenem Jahr, als Sie auf diese Welt kamen, wurden das Auto und der Daimler-Motor erfunden. Aber es erschienen auch erstmals Nietzsches 'Jenseits von Gut und Böse' und der zweite Teil der 'Ungarischen Rhapsodien' von Liszt. Angesichts der nicht mehr zu verfolgenden naturwissenschaftlichen und technischen Erfindungen und der daraus sich entwickelnden Ideologien und Theorien — an die gesellschaftlichen und politischen Veränderungen gar nicht erst zu denken — stelle ich mir öfter die Frage nach jenen Voraussetzungen der menschlichen Existenz und nach jenen Werten, die unwandelbar sind — und die schon Grundwerte des Geistes und der Sittlichkeit waren zu Zeiten Moses', Laotse's oder Sokrates', und die Grundwerte bleiben werden auch in den nächsten 5000 Jahren.

Sie werden nun 80 Jahre alt: welch eine Lebensspanne! Ihrer Generation ist in diesen 80 Jahren nichts erspart geblieben. Es war eine Zeit ständiger Spannungen und schwerster Erschütterungen bis zur Barbarisierung hin. Es ist viel von dieser Generation verlangt worden, und sie wird bis zuletzt aus ihrer Verantwortung und aus den hohen Ansprüchen, die an sie vom Schicksal gestellt sind, nicht entlassen werden. Ich denke da immer an das Wort Goethes aus dem West-östlichen Diwan:

„Du danke Gott, wenn er dich preßt,
und dank' ihm, wenn er dich wieder entläßt.“

Der andere schrieb:

„Wenn man zurückrechnet, so fällt der Tag Ihrer Geburt noch in die Regierungszeit des ersten Deutschen Kaisers. Welch großen Kreis umschließt Ihr Leben und wie sehr ist dieses Leben in das Auf und Ab deutscher Geschichte eingebettet. Die Wirtschaft und das Leben als Journalist sind Ihnen ebensowenig fremd gewesen wie die Betätigung in der Politik. Aber auch Haft, das Leben im Untergrund und anderes Schwere, das Sie in der nationalsozialistischen Zeit erdulden mußten, haben Ihren Willen nicht zu brechen vermocht, mitzuhelfen am Wiederaufbau des Lebens in unserer damals so schwer geschlagenen Stadt.“

Diese Gedankengänge erweckten in mir den Wunsch, einen Lebensrückblick zu schreiben als Ergänzung zu meiner Abhandlung „Hast du es schon vergessen?“, Erlebnisbericht aus der Zeit der Verfolgung. Ich wollte die Frage beleuchten, ob die Menschheit durch all diese umwälzenden Entdeckungen, Erfindungen, Philosophien und politischen Wandlungen glücklicher und besser geworden ist.

Schon bald aber erkannte ich, daß ich einer solchen Aufgabe nicht gewachsen bin; denn das sind Probleme, deren Behandlung Wissenschaftlern der verschiedenen Gebiete vorbehalten sein sollte.

Ich wurde aber immer wieder gebeten, dennoch eine Rückschau auf mein 80jähriges Leben in einem Vortrag zu geben. Ich entschloß mich schließlich zu dem Thema:

„Jugenderinnerungen und Alterserkenntnisse eines deutschen Juden.“

Hierbei will ich mich auf rein persönliche Erinnerungen und Erlebnisse beschränken. Die hieraus gewonnenen Erkenntnisse wollen keinerlei Anspruch darauf erheben, auch für andere gültig zu sein. Als Leitfaden für diesen Vortrag möchte ich aufzeigen, wie sich in mir persönlich in diesen langen Jahren das Auf und Ab der Beziehungen zwischen Juden und Nichtjuden in Deutschland darstellt. Es ist deshalb notwendig, daß ich zunächst ausführlich über mein Elternhaus und meine Jugenderinnerungen spreche.

Meine beiderseitigen Großeltern stammten aus Familien, die aus Deutschland nach dem damaligen Österreich-Ungarn ausgewandert waren und sich dort in deutschsprachigen Gebieten niedergelassen und ihre Heimatsprache immer beibehalten hatten.

Mein Vater war das sechste und jüngste Kind eines orthodoxen Juden und wurde in einer Kleinstadt geboren. Mein Großvater war sehr arm und brachte seine Familie nur kümmerlich durch. Trotzdem ermöglichte er es seinen drei Söhnen zu studieren. Er war in der kleinen Jüdischen Gemeinde Schächter, das bedeutet, er schlachtete rituell, mußte aber nebenher den Unterhalt für seine Familie recht mühsam verdienen. Er galt als ein sehr gelehrter Jude und wurde von weit und breit aufgesucht, um die Schrift auszulegen. Alle Kinder mußten von klein auf mitverdienen. Mein Vater, der schon von Kind an eine sehr schöne Stimme hatte, sang gegen eine kleine Vergütung im Chor der Jüdischen Gemeinde, aber auch der katholischen Kirche mit. Er tat dies zusammen mit einem anderen kleinen Jungen, der später ebenfalls ein großer Sänger wurde: Julius Lieban.

Mein Vater wurde Ingenieur und war bereits bei der Regierung fest angestellt, als ihn eines Tages ein kunstverständiger reicher Mann in einem Ver-

einskonzert hörte. Er schlug ihm vor, im Wiener Konservatorium vorzusingen und sich ausbilden zu lassen. Er sang Professor Gänsbacher vor, der schon manche berühmte Sänger ausgebildet hatte. Dieser versprach ihm eine glänzende Laufbahn und wollte ihn nicht nur umsonst ausbilden, sondern auch für seinen Lebensunterhalt aufkommen, allerdings mit einem Vertrag, wonach alle Kosten aus den ersten Gagen abgezahlt werden mußten. Mein Vater ging darauf ein und verdiente sich schon bald Geld, indem er in Konzerten und im Chor der Oper mitsang. Hierdurch lernte er auch Gustav Mahler kennen, mit dem ihn eine lebenslange Freundschaft verband. Er sang auch, von Mahler begleitet, im ersten Brahmskonzert mit, das in Wien gegeben wurde. Die Lieder hatte ihm Brahms selbst einstudiert. Die Ausbildung war bereits nach zweieinhalb Jahren beendet. — Sein erstes Auftreten fand zur Begutachtung auf Veranlassung von Mahler in der Wiener Hofoper statt, wo er mit Erfolg den Eleazar aus der „Jüdin“ sang. Seine ersten Stationen waren dann Olmütz, Graz und die Kroll-Oper in Berlin, in der damals der bekannte Theaterdirektor Engel ein Ensemble aus den schönsten Stimmen und bekannten Künstlern mit Geschick zusammenstellte. Dort hörte ihn Pollini, Direktor der Hamburger Oper, und bot ihm die höchste Gage, die damals ein Heldentenor in Europa bekam. Er mußte die Wiener Hofoper überbieten, die ihn gleichfalls engagieren wollte. In Hamburg lernte er meine Mutter kennen, von der ich jetzt erzählen möchte.

Meine Mutter, Therese Pollak, war die Tochter eines Arztes, der von seinem 70. Lebensjahr ab in unserem Hause lebte und einen großen Einfluß auf meine Entwicklung gehabt hat. Auch er wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf und entstammte einem frommen jüdischen Hause. Wegen seiner hervorragenden Begabung erhielt er ein Stipendium an der Wiener Universität. Sein Lehrer war Freiherr von Feuchtersleben, ein berühmter Arzt, der auch als Dichter bekannt wurde. („Es ist bestimmt in Gottes Rat . . .“) Die Doktorarbeit wurde damals in lateinischer Sprache geschrieben. Mein Großvater bestand „summa cum laude“; eine Seltenheit, besonders bei einem Juden. Während seiner Studienjahre mußte er sich durchhungern. — Feuchtersleben empfahl ihn als Hausarzt einem reichen ungarischen Grafen, dessen Familie er jahrelang auf ihrem Gut in der Nähe der kleinen Stadt Tyrnau betreute. Mein Großvater hatte dort eine ausgedehnte Landpraxis, behandelte die Armen umsonst und gab oft Bedürftigen von dem, was er von wohlhabenden Patienten erhielt. Seine Frau starb bereits früh. Als er mit 70 Jahren zu uns zog, brachte er kein nennenswertes Vermögen mit, jedoch zwei große Kisten; die eine voller Bücher, die andere voller Noten.

Auch meine Mutter hatte schon als Kind eine sehr schöne Stimme und wurde mit 14 Jahren nach Wien geschickt, um am Konservatorium zu studieren. Auch sie erhielt ein Stipendium und hatte große Lehrer: die Marchesi und eine Assistentin von ihr. Mit 16 Jahren erhielt sie ein Engagement nach Preßburg. Dort hörte sie zufällig ein Mitglied der Berliner Hofoper und empfahl sie dringend dem damaligen Intendanten, dem Grafen von Hülsen. Dieser

ließ sie nach Berlin kommen, wo sie nach drei Probegastspielen (Margarethe, Susanne, Agathe) engagiert wurde und bald Liebling der Berliner war. Damals war sie 18 Jahre und wurde von der Kritik als lieblichste Erscheinung der deutschen Opernbühne gefeiert. In einer Matinee im Königlichen Schauspielhaus trat sie mit Liszt zusammen auf und sang Lieder von ihm. Liszt stand auf und küßte meine Mutter auf die Stirn.

Im Jahre 1882 hörte sie Pollini und bot ihr die doppelte Gage. Der Intendant von Hülse ließ sie nur sehr ungern nach Hamburg ziehen. Sie gastierte dort als Margarethe; am gleichen Abend gastierte mein Vater als Faust. Ein Jahr später waren sie verheiratet. Mein Vater hatte die Bedingung gestellt, daß sie nie wieder öffentlich auftreten dürfe. Sie sollte nur für die Familie da sein. Dieser Verzicht fiel meiner Mutter sehr schwer, denn sie hatte bereits einen steilen Aufstieg hinter sich und die Wiener Hofoper hatte ihr gerade ein glänzendes Angebot gemacht. An die Abmachung hat sie sich ihr Leben lang gehalten und ist nie wieder öffentlich aufgetreten.

In Hamburg kamen meine Eltern mit Anton Rubinstein zusammen, der für beide eine kleine Oper schrieb, die aber keinen Erfolg hatte. Dagegen wurde das Lied „Der Asra“, das er meinem Vater gewidmet hatte, sehr bekannt. Bis Ende der 80er Jahre sang mein Vater noch in Hamburg. Da seine Tätigkeit dort aber sehr anstrengend war, löste er seinen Kontrakt mit Pollini und nahm im Jahre 1890 ein Engagement am Königlichen Theater in Kassel an. Dort konnte man ihm zwar weniger als die Hälfte seiner Hamburger Gage bieten, doch er stellte Bedingungen, die man ihm sämtlich zubilligte. Er brauchte nur die Partien zu singen, die er wollte und auch nie an zwei Tagen hintereinander aufzutreten. Er hatte gedacht, nur kurze Zeit in Kassel zu bleiben, denn er hatte verlockende Angebote von Gustav Mahler und auch von der Metropolitan-Oper in New York bekommen. Es gefiel ihm aber in Kassel sowohl in künstlerischer Beziehung als auch wegen der schönen Landschaft — er war ein großer Naturfreund — so sehr, daß er 20 Jahre blieb trotz der immer wiederkehrenden Angebote erster Theater.

So wuchs ich in Kassel auf und verbrachte dort meine Schul- und Lehrzeit sowie auch mein Dienstjahr. Ich war von früh an dem Theater verfallen und wollte Sänger werden. Mein Vater meinte aber, daß meine Stimme nicht ausreiche und sagte: „Singe, wem Gesang gegeben; traurig, wer davon muß leben.“ Ich erwiderte: „Du lebst aber doch sehr gut davon.“ Darauf mein Vater: „Gewiß, doch ich muß nicht davon leben; ich bin ja Ingenieur und könnte jeden Tag wieder in meinen alten Beruf zurück. Aber ich mache dir einen Vorschlag: erlerne einen Beruf, und wenn du dann noch immer diesen Wunsch hast und deine Stimme sich inzwischen entwickelt hat, will ich dich von den besten Lehrern ausbilden lassen.“ Ich informierte mich, was am schnellsten ginge, verließ das Gymnasium und trat als Lehrling in das Bankgeschäft eines guten Freundes meines Vaters ein.

In meinem Elternhaus lernte ich Menschen der verschiedensten Art kennen. Es verkehrten bei uns nicht nur Künstler, sondern auch Anwälte, Ärzte, Bankiers und Kaufleute, begüterte und weniger begüterte Menschen, die aber alle durch geistige Interessen verbunden waren. Es wurde viel bei uns musiziert, und ich lernte schon früh die großen Meister der Musik kennen. Unvergesslich wird mir bleiben, daß nach einem Gastspiel des Joseph-Joachim-Quartetts die vier Künstler und Robert von Mendelssohn, der mit Joachim sehr befreundet war und ihn auf Gastspielen manchmal begleitete, bei uns zu Abend aßen. Robert von Mendelssohn, der bekannte Bankier, war auch ein ausgezeichnetes Cellospieler. — Joachim wohnte während dieser Zeit bei uns. Seine Tochter war damals als Hochdramatische in Kassel engagiert und mit uns sehr befreundet. —

Mittelpunkt aller Gesellschaften war meist mein hochmusikalischer Großvater, der noch mit 80 Jahren geistreiche Tischreden hielt, manchmal sogar improvisiert in Versen. — Erst heute wird mir bewußt, daß sowohl Christen wie Juden bei uns verkehrten und daß man damals — wenigstens bei uns — nicht nach der Konfession fragte. Ich weiß heute aber auch, daß dies durchaus nicht die Regel war und daß es damals Kreise gab, die streng unter sich blieben. Dies gilt aber nicht nur für den gesellschaftlichen Verkehr zwischen Christen und Juden. Es gab auch Scheidewände zwischen Christen, bei denen Standesunterschiede maßgeblich waren. So hätte zum Beispiel niemals ein Offizier mit jemandem verkehren dürfen, der einen offenen Laden hatte, wenn dieser Kaufmann auch noch so gebildet und wohlhabend war. Ebenso gab es eine Trennung zwischen vielen orthodoxen Juden und den liberalen. Ohne verallgemeinern zu wollen, glaube ich doch sagen zu dürfen, daß in der Zeit der Jahrhundertwende viele Schranken zwischen Christen und Juden gefallen waren; ein Umstand, den man 50 Jahre zuvor nicht für möglich gehalten hätte.

Meine Erziehung zu einem Staatsbürger war nicht nur durch meinen Vater, sondern auch durch die Schulzeit am Kgl. Friedrichs-Gymnasium kaisertreu ausgerichtet. Kaiser Wilhelm II. war einst Schüler dieses Gymnasiums und wurde auf Wunsch seines Vaters, des damaligen Kronprinzen Friedrich, besonders streng herangenommen. Während meiner Schulzeit verbrachte die kaiserliche Familie jeden Sommer einige Wochen im Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel. Dadurch kamen wir Schüler manchmal mit dem Kaiser in Berührung. Er verteilte jedes Jahr einige Bücher mit persönlicher Widmung an die besten Schüler. Einmal gehörte ich auch dazu und war sehr stolz auf dieses Geschenk. — Mein Vater wurde manchmal aufs Schloß geladen, wo er in kleinem Kreise sang. Einmal überreichte ihm der Kaiser eine Krawattennadel mit einem verschlungenen, mit Edelsteinen besetzten „W“ mit einer Krone darüber. Er sagte: „Tragen Sie diese Nadel zur Erinnerung. Das kann Wilhelm heißen, es kann aber auch Weltlinger heißen.“ — Mein Vater hat bewiesen, daß er trotz seiner Einstellung zum Kaiser frei und ohne jede Rücksicht auf die Folgen seine Meinung äußerte, wenn ihm etwas nicht paßte.

Eines Abends war das Kaiserpaar mit der jungen Prinzessin Viktoria-Luise im Theater. Es wurde die Oper „Die Hugenotten“ von Meyerbeer gegeben, und mein Vater sang den Raoul. In der Pause kam der Hofmarschall in die Garderobe meines Vaters und sagte: „Herr Kammer Sänger, heute ist Ihre Kaiserliche Hoheit, die Prinzessin Viktoria-Luise, im Theater, und Ihre Majestät, die Kaiserin, hat mich gebeten, folgendes auszurichten: Der Herr Kammer Sänger möchte doch in der Liebesszene im vierten Akt sein Temperament zügeln, denn die Prinzessin wäre doch noch fast ein Kind.“ Mein Vater erwiderte: „Sagen Sie Ihrer Majestät, ein Künstler lasse sich keine Vorschriften machen, und Kinder gehörten nicht ins Theater.“ Der Hofmarschall stotterte: „Aber—Herr Kammer Sänger, das kann ich doch nicht so ausrichten; wenigstens nicht wörtlich.“ Mein Vater: „Ich bestehe sogar darauf, daß dies wörtlich ausgerichtet wird.“ Dies geschah offensichtlich auch, denn die Kaiserin kam späterhin nicht mehr ins Theater, wenn mein Vater sang, und sein Vertrag, der automatisch jedes Jahr weiterlief, wurde im folgenden Jahr gekündigt. — Als dies bekannt wurde, bekam mein Vater sofort ein Angebot von Gustav Mahler für die Wiener Hofoper. Er war damals Anfang 50 und im Vollbesitz seiner Stimmittel. Aber er hatte keine Lust mehr, ein neues Engagement anzunehmen. Finanziell war er unabhängig, und er hing sehr an Kassel, wo er viele Freunde hatte.

Bald nach seinem Abgang von der Bühne wählte ihn die große Jüdische Gemeinde in Kassel in den Vorstand, wo er die Kultusangelegenheiten unter sich hatte. Er beherrschte dieses Gebiet von Jugend an, doch war es ungewöhnlich, einen Bühnenkünstler in den Vorstand einer Jüdischen Gemeinde zu berufen. — In späteren Jahren erteilte er, von meiner Mutter tatkräftig unterstützt, Gesangsunterricht und wurde oft von bekannten Künstlern aufgesucht, die bei ihm ihre Stimme überholen ließen. Einer seiner letzten Schüler war der leider so früh verstorbene Peter Anders.

Kassel galt damals als recht antisemitisch. Persönlich wurde ich aber mit dem Antisemitismus kaum konfrontiert. Mein Vater hatte mir den Rat gegeben, auf antisemitische Bemerkungen oder Beschimpfungen nicht zu reagieren. Er sagte, ich solle dies so betrachten, als wenn ein Hund mich auf der Straße anbelle. Wenn mich aber jemand anfasse und tätlich werde, dann solle ich ohne jede Rücksicht und mit aller Kraft zurückschlagen; er werde mich immer decken.

Während meiner Schulzeit war ich mit jüdischen Mitschülern genauso befreundet wie mit christlichen, und wir besuchten uns gegenseitig in den Elternhäusern. Bis heute noch stehe ich mit einigen christlichen Mitschülern in Korrespondenz. — Es wird interessieren, daß ich damals mit meinem Klassenkameraden Franz Rosenzweig besonders befreundet war. Eines Tages sagte mir sein Vater, daß Franz sich taufen lassen wolle, wie es auch seine beiden Vettern getan hätten, von denen übrigens der eine ein bekannter christlicher Theologieprofessor wurde. Vater Rosenzweig bat mich, meinen

ganzen Einfluß auf Franz geltend zu machen, daß er nicht seinen Glauben wechsle. Dieses gelang mir schließlich auch, und ich verbuche diese Tatsache als mein persönliches Verdienst am Zionismus. — Unsere Wege haben sich übrigens nach der Schulzeit getrennt.

Nach Beendigung meiner Lehrzeit absolvierte ich mein Dienstjahr als Einjähriger bei einem Artillerieregiment in Kassel. Es wurde in jeder Beziehung ein gutes und schönes Jahr für mich. Ich wurde ein guter Reiter und als erster von allen Einjährigen des Regiments zum Unteroffizier befördert. Beim Abgang erhielt ich als einziger die Qualifikation zum Reserveoffizier des Regiments. Die anderen, soweit sie das Examen bestanden, kamen zum Train. Der Kommandeur eröffnete mir, daß die Offiziere des Regiments mich zum Reserveoffizier wählen würden, falls ich mich der „Formalität der Taufe“ unterziehen würde. Ich lehnte natürlich ab.

Nach meiner Dienstzeit arbeitete ich noch ungefähr ein Jahr als Angestellter im Bankgeschäft und ging dann 1908 zur weiteren Ausbildung nach Berlin, wo es mir so gut gefiel, daß ich bis heute dort geblieben bin. Ich nahm eine Volontärstellung an und überbrachte die mir von meinem Vater mitgegebenen Empfehlungsbriefe an Bekannte meiner Eltern, wie es damals so üblich war. So machte ich meine Antrittsbesuche unter anderen bei Julius Lieban, Robert von Mendelssohn und bei dem damaligen Direktor der Darmstädter Bank und Reichstagspräsidenten Johannes Kämpf. Überall wurde ich bald eingeladen. Zuerst bei Julius Lieban, dem Jugendfreund meines Vaters, der am Königlichen Opernhaus engagiert war und in Bayreuth den Mime sang. Er und seine Frau Helene, geb. Globig, eine beliebte Sängerin der Linden-Oper, nahmen mich herzlich auf und luden mich oft sonntags zum Mittagessen ein. Lieban, auch ein Schüler Prof. Gänsbachers, prüfte meine Stimme und riet mir dringend ab, Sänger zu werden. Ich bin ihm noch heute dafür dankbar; denn wenn meine Stimme sich auch in späteren Jahren weiter entwickelte, wäre sie doch für einen Beruf nicht ausreichend gewesen. In späteren Jahren nahm ich zwar Gesangstunden und sang zu meiner privaten Freude viele Lieder und Arien sowie eigene Kompositionen. Doch ich fand Befriedigung in meinem Beruf und hatte echten Genuß, wenn ich ins Theater oder in Konzerte ging. In Berlin gab es ja reichlich Gelegenheit hierzu.

Im Hause Joseph Joachims, der leider kurz vorher gestorben war, war ich öfter zu Gast und traf dort viele interessante Menschen. Im Hause Kämpf lernte ich einige Politiker kennen und fing dort an, mich für ein Gebiet zu interessieren, das mir damals noch recht fern lag.

Die Museen besuchte ich oft. Das Verständnis für Kunstwerke war in mir durch die großartige Kasseler Bildergalerie geweckt worden. In Kassel habe ich auch zwei Jahre regelmäßig Vorlesungen bei Prof. Knackfuß, bekannt durch seine Monographien, besucht, die mir für mein ganzes Leben viel gaben. — Nebenher betätigte ich mich auch als Journalist und spezialisierte

mich als Finanzschriftsteller. Ich schrieb manchmal für den „Börsenkurier“ und für das „Börsenarchiv“. In diese Zeitschrift trat ich als Redakteur ein und erwarb sie, als der damalige Inhaber ausschied. Im April 1914 wurde ich Herausgeber und Chefredakteur des „Börsenarchiv“. Einige Monate danach brach der erste Weltkrieg aus. Ich sah mich nach einer Vertretung um und hatte das Glück, eine gute zu bekommen. Der bekannte Finanzschriftsteller Buchwald, der damals das größte Börsenblatt „Buchwalds Börsenberichte“ herausgab, bot mir an, meine Zeitschrift redaktionell fortzuführen, bis ich aus dem Felde zurückkäme. Doch nach Kriegsende machte mir mein früherer Chef das verlockende Angebot, als Börsenprokurist mit Gewinnbeteiligung bei ihm einzutreten. Buchwald riet mir dazu, das Angebot anzunehmen, da er keine finanzielle Chance in einem Börsenblatt sähe; er selbst werde bald nach der Schweiz auswandern. So fand mein „Börsenarchiv“ ein sanftes Ende.

In den ersten Weltkrieg zog ich, wie fast alle anderen, mit echter Begeisterung. Zuerst machte ich den russischen Feldzug mit, später die Champagneschlacht. Das Frontkämpferkreuz wurde mir im Januar 1918 feierlich vom Vorsteher meines Polizeireviers überreicht mit einer Ehrenurkunde, unterschrieben von Hitler. Später allerdings durften wir Juden weder das Frontkämpferkreuz noch irgendwelche Kriegsauszeichnungen tragen.

Walther Rathenau schrieb einmal: „In den Jugendjahren eines jeden deutschen Juden gibt es einen schmerzlichen Augenblick, an den er sich zeitlebens erinnert: wenn ihm zum erstenmal bewußt wird, daß er als Bürger zweiter Klasse in die Welt getreten ist und daß keine Tüchtigkeit und kein Verdienst ihn aus dieser Lage befreien kann.“ — Diesen Augenblick erlebte ich im Jahre 1916, als von General Ludendorff die sogenannte Judenanzahl angeordnet wurde. Es sollte festgestellt werden, wie viele Juden in der Armee standen und wie viele hiervon in der Etappe, wie viele an der Front waren. Diese Maßnahme war für Ludendorff ein großer Mißerfolg. Denn es wurde festgestellt, daß der Anteil der jüdischen Soldaten in der Etappe im Verhältnis zu den nichtjüdischen keineswegs größer war. Im übrigen waren im ersten Weltkrieg 12 000 deutsche Juden gefallen, was prozentual eine noch etwas höhere Sterbeziffer bedeutete als bei den christlichen Kriegsteilnehmern.

Unter den Gefallenen war auch ein guter Freund von mir, dessen Schwester ich nach dem Kriege heiratete. Sie entstammt einer jüdischen Familie, deren Vorfahren nachweislich seit hundert Jahren ihren Wohnsitz in Deutschland hatten. — Während der Zeit der Verfolgung und Illegalität stand sie mir tapfer zur Seite.

Die Realitäten des Krieges und das unrühmliche Ende der Monarchie erschütterten viele meiner früheren Anschauungen. Mit der Flucht des Kaisers nach Holland war nicht nur in mir ein Mythos zusammengebrochen.

Nach dem verlorenen ersten Weltkrieg wurden für die Juden die meisten Schranken aufgehoben. Sie kamen in der Politik, im öffentlichen Leben und in den meisten Berufen auch in führende Stellungen. Allerdings verhielt es sich durchaus nicht so, wie Goebbels es oft dargestellt hat, daß die Juden alle Schlüsselstellungen besetzt hielten. In den Großbanken und in der Großindustrie sowie in der Schwerindustrie engagierte man nach 1918 kaum Juden, und die Beamtenlaufbahn war ihnen schon von früher her so gut wie verschlossen. Immerhin wurde der Jude Rathenau Außenminister der deutschen Republik. Er wurde, wie ich damals glaubte, nicht als Jude ermordet, sondern wegen seiner politischen und pazifistischen Anschauungen. Aus dem gleichen Grunde wurde ja auch der Katholik Erzberger umgebracht. Heute weiß ich, daß auch der Antisemitismus an dieser verhängnisvollen Tat schuld hatte. Vielfach wurden damals Zettel angeklebt und verbreitet mit den Worten: „Schlagt sie tot die Judensau, den gottverdammten Rathenau!“ Heute versteht man auch die Worte des britischen Ministerpräsidenten Lloyd George: „Deutschland hat mit diesem Mord Selbstmord begangen“ besser als damals. Er wurde am 24. Juni 1922 ermordet. Ich war an diesem Tag in Thüringen und sah voll Entsetzen den Jubel in der Bevölkerung und Freudenfeuer, als die Nachricht eintraf.

Ich erlebte die Schwäche der Republik, den Versailler Vertrag, die Inflation und die Millionen von Arbeitslosen. Dies alles bereitete einen günstigen Boden für den Nationalsozialismus. „Hitler wurde nicht in Braunau sondern in Versailles geboren“, wie Prof. Schoeps es kürzlich ausdrückte.

Vorher aber kamen die sogenannten goldenen 20er Jahre mit einer hektischen Blütezeit der Kunst und des Amüsierbetriebes.

Mit der Inflation strömten damals viele Juden aus dem Osten mit ihren ganz anderen Geschäftsgebaren und ihrer ganz anderen Mentalität nach Deutschland und wurden Zielscheibe antisemitischer Angriffe. Man übersah hierbei aber, daß es sich nicht um jüdische, sondern um Balkanmethoden und -mentalität gehandelt hat und daß es damals bei uns auch viele christliche Schieber und Neureiche gab. Man verstand es aber leider, die jüdischen immer wieder in den Vordergrund zu schieben. Die große Masse fiel darauf herein, obwohl man sich gerade in Berlin ein eigenes Urteil sehr leicht hätte bilden können. Kannte doch jeder die Warenhäuser Wertheim, Tietz, Jandorf, Israel und viele andere solide jüdische Geschäfte wie Grünfeld, Rosenhain, Leiser usw. Gar manche ihrer Inhaber waren aus dem Osten eingewandert, und es ist unnötig zu betonen, wie viele sogenannte Ostjuden hier bodenständig wurden und hervorragende Leistungen auf allen Gebieten vollbrachten. Doch die große Masse, die hungerte, sah nur die Juden, und der Antisemitismus, der immer latent war, kam jetzt offener an die Oberfläche. So wurde die Zeit reif für die geschickte psychologische Volksverhetzung eines Goebbels.

Manches hierüber habe ich bereits in meiner Broschüre „Hast du es schon vergessen?“ geschrieben. Ausführlich aber habe ich dort über meine Erlebnisse in der Zeit der Verfolgung berichtet. Da diese Schrift in über 100 000 Exemplaren in Berlin verbreitet ist und jederzeit von unserer Gesellschaft, kostenfrei, wie ja alle unsere Veröffentlichungen, angefordert werden kann, beschränke ich mich darauf, über diesen Lebensabschnitt nur wenige Worte zu sagen. Die wichtigsten Stationen waren: das Tragen des Judensterns, mein Aufenthalt im Konzentrationslager, meine Tätigkeit in der Jüdischen Gemeinde, die Abtransporte nach dem Osten und die Zeit der Illegalität.

Bis zur Befreiung im April 1945 hatte ich nichts von Massenvernichtungslagern erfahren. Was ich aber selbst erleben mußte, hätte genügt, meinen Glauben an Deutschland zu erschüttern, wenn nicht die Begegnungen mit vielen Gegnern der nationalsozialistischen Machtherrschaft im KZ gewesen wären; ferner das Verhalten großer Teile der Bevölkerung gegenüber den Sternträgern; und vor allem der Mut und die Opferbereitschaft vieler nicht-jüdischer Mitbürger, die es auf sich nahmen, die Verfolgten oft unter Lebensgefahr für sich und ihre Familie zu verstecken. Ausdrücklich erwähnen möchte ich an dieser Stelle das todesmutige Auftreten mancher christlicher Geistlicher.

Nach dem Zusammenbruch im April 1945 begann ein neues Kapitel in meinem Leben. Ich hatte jetzt eine völlig andere Einstellung zu meiner Umwelt und erkannte viele meiner früheren Irrtümer. Mein politisches Denken war schon bald nach dem ersten Weltkrieg völlig gewandelt; durch Bücher und durch Freunde, die sie mir empfohlen hatten. Schon das erste Buch, das ich zu lesen bekam: „Die Frau und der Sozialismus“ von Bebel, machte einen überaus starken Eindruck auf mich. Weitere Lektüre beeinflusste mich so, daß ich gar nicht verstehen konnte, daß ich einmal die Monarchie, wie sie damals in Deutschland war, für die beste Staatsform gehalten hatte. Nach einem weiteren Ruck nach links schlug das politische Pendel bei mir wieder nach rechts aus, um sich schließlich in einer demokratischen Mitte einzupendeln.

Längst hatte ich eingesehen, daß ich von meinem eigenen Leben keine Rückschlüsse machen konnte auf das Miteinander der verschiedenen Bevölkerungsgruppen und Menschen überhaupt. Überall gab es Unterschiede. Doch diese Unterschiede waren vor dem ersten Weltkrieg nicht so kraß wie später. Es kam mir wenigstens so vor; denn in den Kreisen, in denen ich lebte, fragte man kaum nach der Konfession des anderen. Oft habe ich erst viel später erfahren, ob jemand Jude oder Christ war. Die Symbiose zwischen Juden und Christen war schon weit fortgeschritten und hätte meiner Ansicht nach ohne den ersten Weltkrieg und seine Folgen weitere Fortschritte gemacht; ja, sie wäre wahrscheinlich fast vollständig gelungen. Schon durch die vielen religiösen Mischehen. Um nur ein Beispiel zu nennen: nach dem ersten Weltkrieg bis zum Anfang der Hitlerzeit waren in Berlin die Hälfte aller von Juden oder Jüdinnen geschlossenen Ehen sogenannte Mischehen. In Hamburg hatten in der gleichen Zeit sogar 75 % der Juden einen christlichen Ehepartner geheiratet.

Was man unter Assimilation oder Assimilierung versteht, ist ein ganz natürlicher Vorgang. Jeder Mensch paßt sich mit der Zeit seiner Umgebung an, auch deren Sitten und Gebräuchen. Dies dürfte sich jedoch nicht auf die Konfession beziehen. Aber leider ließen sich viele Juden aus Zweckmäßigkeitsgründen taufen. Dies ist auch das Motiv, aus dem heraus in der christlichen Religion ebenfalls Minderheiten manchmal das Glaubensbekenntnis der in ihrem Lande zahlreicher vertretenen Schwesterreligion annahmen. Auch Heiratsgründe waren für einen solchen Glaubenswechsel bei Christen wie Juden oft maßgebend. Dieses Thema ausführlich zu behandeln würde den Rahmen des Vortrags sprengen. Ein kurzer Satz Walter Rathenaus sagt hierzu viel aus: „Die Juden sollten nicht imitierte Germanen, sondern deutsch geartete und erzogene Juden sein mit voller staatsbürgerlicher Gleichberechtigung.“

Nach dem völligen Zusammenbruch Deutschlands im Frühjahr 1945 schlossen sich in der großen Notzeit alle Bevölkerungskreise enger zusammen als je zuvor. Die Sorgen um Nahrung und Kleidung standen im Vordergrund, natürlich auch die Wohnungsfrage und der berufliche Wiederaufbau. Das Verhältnis zwischen Juden und ihren nichtjüdischen Mitbürgern war gut — teils aus schlechtem Gewissen, teils aus einem echten Wiedergutmachungsgefühl. Außerdem bildeten Juden ja nur noch einen winzigen Prozentsatz der Bevölkerung. Die meisten von ihnen hatten überlebt, weil sie einen christlichen Ehepartner hatten und deshalb verschont geblieben sind. Bald setzte auch die Rückkehr der wenigen Überlebenden aus den Konzentrationslagern ein, aber auch eine Einwanderung von Juden aus den Ostgebieten. Diese armen Menschen wurden notdürftig in Lagern untergebracht und betrachteten ihren Aufenthalt hier nur als eine Durchgangsstation. Sobald sie Gelegenheit hatten, in westliche Länder weiterzuwandern, taten sie es. Die meisten aber gingen nach Palästina, besonders nach der Gründung des Staates Israel. Dort konnten sie als Gleichberechtigte unter ihresgleichen leben.

Im Frühjahr und Sommer 1946 war ich durch die langen Jahre der Illegalität noch sehr geschwächt und hielt mich notdürftig dadurch über Wasser, daß ich von dem wenigen Schmuck, den ich noch behalten hatte, verkaufte. Ein christlicher Bankier, der mich von früher her kannte, unterstützte mich großzügig mit Geld. Die größte Hilfe aber waren die Pakete, welche jüdische Hilfsorganisationen sofort aus Amerika sandten. Auch einige Freunde aus dem Ausland schickten Lebensmittel. Ebenso brachten christliche Bekannte und Nachbarn uns aus eigenen Vorräten Nahrungsmittel und Textilien.

Eines Tages erhielt ich die Aufforderung, in das damalige Rathaus von Groß-Berlin in der Parochialstraße zu kommen. Das Schreiben ging von der Dienststelle aus, welche die kirchlichen Angelegenheiten zu verwalten hatte. Ich traf dort den Leiter des Beirates für kirchliche Angelegenheiten, den katholischen Pfarrer Buchholz. Außer mir waren etwa fünf angesehene deutsche Juden geladen. Unter ihnen kannte ich nur Dr. Fabian von meiner

früheren Tätigkeit in der Gemeinde her. Es wurde uns eröffnet, daß diese Dienststelle keine Ordnung in die zersplitterte Jüdische Gemeinde bringen könne. Wir entwarfen einen Plan zur Zusammenfassung und Reorganisation. Dr. Fabian sollte geschäftsführender Vorsitzender werden, zwei andere Anwesende in den Vorstand eintreten, der sehr verkleinert werden sollte, die übrigen in die Repräsentanz. Ich selbst wurde zum Vertreter der Aufsichtsbehörde bestimmt und sollte bis zu regulären Wahlen als kommissarischer Leiter der Gemeinde tätig sein. Bei dieser Sitzung traf ich auch Pfarrer Grüber, mit dem ich in der Hitlerzeit bis zu seiner Verschleppung ins KZ eng zusammengearbeitet habe und dessen mutiges Verhalten ich aus nächster Nähe kennenlernen konnte. Er hatte es auch gewagt, meinen Sohn kurz vor Ausbruch des Krieges in einen sogenannten nichtarischen christlichen Kindertransport nach England einzuschmuggeln, als die Jüdische Gemeinde hierzu schon längst nicht mehr in der Lage war. Wir hatten uns gegenseitig für tot gehalten und umarmten uns vor Freude. Er sagte sofort zu mir, ich solle als dritter im Bunde in den Beirat für kirchliche Angelegenheiten eintreten. Er setzte es auch durch, daß ich als Referent für die jüdischen Angelegenheiten festangestellt wurde neben dem katholischen und evangelischen Vertreter im Beirat. Während diese beiden aber hauptsächlich die Verbindungsstelle für die beiden Kirchen waren, erhielt ich daneben eine Sonderaufgabe. Ich war im Magistrat und später im Senat Berater in allen jüdischen Angelegenheiten und hatte auch die Aufgabe, die ausländischen Zeitungen und jüdische Besucher aus dem Ausland zu unterrichten. Es war eine besondere Stellung, die es vorher nie gegeben hatte, die mit meinem Ausscheiden aus dem Dienst erlosch, als ich Abgeordneter wurde, und die es hoffentlich niemals mehr zu geben braucht. — Meine persönliche Aufgabe sah ich darin, zwischen den verschiedenen Bevölkerungsteilen in Deutschland Brücken zu schlagen und dem verständlichen Gerede in der Welt, wir wären „ein Volk von Mördern“, entgegenzutreten. Dies geschah aus dem Gefühl der Dankbarkeit heraus gegenüber vielen aufrechten nichtjüdischen Deutschen, die ich im KZ und in der Illegalität kennengelernt hatte, aber auch sonst, besonders als Sternträger. Meine Bemühungen fanden tatkräftige Unterstützung nicht nur im Beirat für kirchliche Angelegenheiten, wo man mir stets mit wahrhaft brüderlicher Liebe entgegenkam, sondern auch in Regierungskreisen und in den mancherlei Gemeinschaften, an deren Gründung ich später beteiligt war.

Zunächst möchte ich über die Jüdische Gemeinde berichten, die sofort durch Vermittlung des Beirates eine Unterstützung von mehreren 100 000 Mark bekam, um den teilweise zerstörten Friedhof und andere Einrichtungen instand zu setzen. Nachdem später Dr. Fabian und einige andere führende Männer der ersten Zeit nach Amerika oder anderswohin ausgewandert waren, waren die Verhältnisse schon so konsolidiert, daß unter der Führung tatkräftiger Persönlichkeiten die Jüdische Gemeinde zu einer beispielhaften Institution aufgebaut werden konnte. Allerdings wäre dies nicht möglich gewesen, wenn der Senat nicht in außerordentlich großzügiger Weise zu Hilfe gekommen wäre.

Im Herbst 1945 berief ich einen interkonfessionellen Wiedergutmachungsausschuß ein, in welchen später auch die politisch Verfolgten aufgenommen wurden. — Im Jahre 1947 wurde die Arbeitsgemeinschaft der Kirchen und Religionsgesellschaften von Groß-Berlin gegründet, in welcher alle Religionen, auch die östlichen, zusammengeschlossen waren zur gemeinsamen Abwehr von Angriffen auf das religiöse Leben. Dem siebenköpfigen Räte gehörte ich lange Jahre an und konnte in dieser Zeit stets ein herzliches Einvernehmen aller feststellen. — Im Jahre 1949 wurde unsere Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit gegründet, der sich sofort viele prominente Christen aus allen Berufen anschlossen. Auch einige wenige an diesem Problem interessierte Juden arbeiteten verantwortlich mit. In Kreisen der offiziellen Jüdischen Gemeinde bestand jedoch in den ersten Jahren noch Mißtrauen und Gegnerschaft. So mußte ich erleben, daß an einem hohen Feiertag der Rabbiner während seiner Predigt den Satz sprach: „Vor ein paar Jahren hat sich hier eine Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit konstituiert. Zwischen Juden und Christen wird es in Deutschland niemals ein Gespräch geben; es wird immer ein Monolog bleiben.“ Ich saß in der ersten Reihe und konnte mich nur mühsam beherrschen. Ein Jahr später hatte ich die Genugtuung, daß derselbe Rabbiner mich aufsuchte und zu mir sagte, er habe sich gründlich getäuscht; der von mir beschrittene Weg der Versöhnung sei der richtige. Als einen Erfolg unserer Gesellschaft verbuche ich es, daß die Jüdische Gemeinde später unsere Methoden zur Aufklärung und Versöhnung zum großen Teil übernommen hat und mit Recht stolz ist auf ihr „Haus der Begegnung“. Wir freuen uns aufrichtig darüber und räumen auch offen ein, daß unsere Bemühungen anfänglich ein Wagnis darstellten und die Zurückhaltung von jüdischer Seite nur zu verständlich war.

Ich möchte hier einschalten, daß ich schon im Jahre 1946 auf die dringende Bitte des Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde, Herrn Dr. Fabian, eine Kandidatur für das Abgeordnetenhaus annahm. Mit Recht wollte der Vorstand, daß im Parlament in jeder der drei Parteien ein Jude vertreten wäre, um dort die Belange der Verfolgten auch in Wiedergutmachungsfragen wahrzunehmen. Ich trat in die CDU ein. Nicht weil in den beiden anderen Parteien bereits Juden waren, sondern weil mir das Programm zusagte. Jedes politische Handeln sollte aus den ethischen Grundsätzen heraus erfolgen, wie sie in der Bibel verankert sind. Im Neuen Testament steht ja keine einzige sittliche Forderung, die nicht auch im Alten Testament erhoben wird. Ein kleines Beispiel: Das Wort „christliche Nächstenliebe“ könnte mit gleicher Berechtigung „jüdische Nächstenliebe“ heißen; denn der Satz: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ steht im dritten Buch Mose, Kap. 19, und ist eine der wichtigsten Forderungen unseres Glaubens. Ich betone dies, weil ich bis heute oft von Juden angegriffen wurde, daß ich einer „christlichen“ Partei angehöre. Ich habe mich dort stets heimisch gefühlt und wäre nie auf den Gedanken gekommen, wegen meiner Religionszugehörigkeit dort nicht völlig gleichberechtigt zu sein. Dasselbe Gefühl hatte ich auch bei allen Kollegen der anderen Parteien.

Ich komme jetzt auf eines der für uns wichtigsten Ereignisse der Nachkriegszeit zu sprechen: die Gründung des Staates Israel und die großzügige freiwillige Wiedergutmachung seitens der deutschen Bundesrepublik, die zu einem wesentlichen Teil dazu beitrug, daß dieser junge Staat sich in solchem Maße entwickeln konnte. Hierdurch trat auch eine Wandlung der Anschauungen in der Welt gegenüber der Bundesregierung ein, ebenso eine Besserung ihrer Beziehungen zu Israel bis zur völligen diplomatischen Anerkennung.

Ich selbst bejahe, wie wohl jeder Jude in der Welt, von ganzem Herzen den Staat Israel, wenn ich auch kein Zionist bin. Der Zionismus ist ein Problem für sich. Da ich heute keine Urteile abgeben, sondern nur von rein persönlichen Erkenntnissen sprechen wollte, möchte ich kurz folgendes sagen: Ich kenne Israel aus eigener Erfahrung. Noch nie war ich von einer Reise so stark beeindruckt. Die verschiedenartigen Schönheiten der Landschaft, die heiligen Stätten der Konfessionen, die großartigen Aufbauleistungen auf industriellem, kulturellem, landwirtschaftlichem und wissenschaftlichem Gebiet sind imponierend. Das bunte Gemisch prachtvoller Menschen verschiedenster Herkunft begeistert sich gemeinsam für die Erfüllung eines alten Traumes. Israel ist vor allem auch das einzige Land in der Welt, das jedem verfolgten Juden Asyl bietet. — Wo Licht ist, ist auch Schatten. Die Verweltlichung der Religion macht dort schnelle Fortschritte, besonders bei der Jugend. In den Schulen wird kein eigentlicher Religionsunterricht erteilt. Es gibt natürlich auch orthodoxe Juden dort, welche die Tradition aufrechterhalten. Trauungen finden, ebenso wie Scheidungen, nur durch Rabbiner statt. Ein Standesamt gibt es dort nicht. Als ein religiöses Zentrum aber kann man Israel nicht betrachten.

Durch das Einströmen von Bevölkerungskreisen ganz anderer Kulturstufen und Anschauungen ändert sich allmählich das Gesamtbild. Es findet auch teilweise eine Rückwanderung nach westlichen Ländern und auch nach Deutschland statt. Gemeinsam aber ist allen Israelis ein glühendes Nationalgefühl. Der Sechstagekrieg hat der Welt gezeigt, was besonders in Deutschland fast schon vergessen war, daß Juden ausgezeichnete Soldaten sind.

An dieser Stelle möchte ich auf den Zionismus zu sprechen kommen. Hierunter versteht man eine jüdische national-religiöse Bewegung, die um die Jahrhundertwende durch Theodor Herzl neu belebt wurde. Sie zielte auf die Wiederherstellung eines jüdischen Staates in Palästina und beruht auf den Verheißungen der Bibel. Bei den geknechteten Juden Osteuropas stieß sie auf Begeisterung, erfuhr jedoch vielfach erbitterten Widerspruch bei den emanzipierten Juden in Mittel- und Westeuropa, die sich dadurch in ihrer mühsam errungenen staatsbürgerlichen Stellung bedroht sahen. Selbst in der Blütezeit des Zionismus hingen dieser Bewegung höchstens 3—4 % der Juden in der Welt an. Ich zitiere aus dem Standardwerk Philo-Lexikon, das noch bis Anfang der Hitlerzeit erscheinen konnte. Seit der Gründung des Staates Israel hat die zionistische Idee viel von ihrer Schwungkraft eingebüßt, da das

politische Ziel erreicht war. Andererseits haben die Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft die Notwendigkeit eines Asyllandes für die Verfolgten erwiesen und einen unerwarteten Zustrom von Einwanderern und Flüchtlingen gebracht. Gerade in letzter Zeit hat sich gezeigt, wie eng verbunden sich alle Juden in der Welt mit Israel fühlen. Das bedeutet aber keineswegs, daß Juden und Israelis identisch sind. Juden können und sollen gute Bürger sein des Staates, dem sie angehören. Man kann Verständnis dafür haben, daß manche Juden in der Welt anders denken und sich auf den Standpunkt stellen, daß dies nicht für Deutschland gilt; daß es nur eine würdige Haltung gegenüber den Deutschen gibt: mindestens für ein Jahrhundert keine Beziehungen mehr mit ihnen zu haben. Dann muß man aber auch den Mut zur Konsequenz haben. Es vereinbart sich hiermit nicht, in Deutschland im Rundfunk zu sprechen, als Vortragsredner aufzutreten, Sammlungen in der Bundesrepublik zu veranstalten und hier Berufe auszuüben. Ich habe gewiß Verständnis dafür, daß es Juden gibt, die sich mit den Israelis identisch fühlen. Für sie gibt es den Weg der Einwanderung nach Israel, den Erwerb der israelischen Staatsangehörigkeit mit allen Rechten und Pflichten. In diese Richtung weist auch eine Proklamation der Exekutive der zionistischen Weltorganisation vom 10. Juli 1967.

Ich weiß sehr gut, daß manche Juden von solchen Ansichten unangenehm berührt sind und ihnen widersprechen. Sie geben aber nicht nur meine persönliche Meinung wieder, sondern auch die vieler meiner Glaubensbrüder. Zu ihnen gehört auch Dr. van Dam, der Generalsekretär des Zentralrates der Juden in Deutschland, der diese Gedankengänge wiederholt veröffentlicht hat.

Nun noch ein Wort zu dem so oft mißbrauchten Begriff: Jüdisches Volk. Die Juden sind ebensowenig ein „Volk“ wie eine „Rasse“. Letztere Behauptung aus der Hitlerzeit ist längst als unsinnig erkannt worden. Ebenso verschwommen ist aber auch die leider von vielen offiziellen jüdischen und nichtjüdischen Stellen gebrauchte Bezeichnung „jüdisches Volk“. Es gibt ein israelisches Volk, dem nicht nur Juden angehören, aber ein jüdisches Volk gibt es ebensowenig wie etwa ein katholisches Volk. Die jüdische Religion ist eine Offenbarungsreligion, die von jedem angenommen werden kann. Dies ist seit Tausenden von Jahren bis heute in der ganzen Welt geschehen. Für mich jedenfalls ist jeder, der die jüdische Religion annimmt, vollgültiger Jude. Aus jüdischer Sicht wird der Messias ja erst kommen, wenn sich alle Menschen zu unserer Lehre bekannt haben. Ich gebe ohne weiteres zu, daß man unter dem Begriff Jude mehr verstehen kann als nur die Religion. Wir können uns als Gottesvolk betrachten, nämlich als auserwähltes Volk, dem Gott seine Lehre anvertraut hat; — zur Weiterverbreitung! Hierbei bedeutet Auserwählung aber nicht Bevorzugung, sondern schwere Verpflichtung. Unbegreiflich aber ist mir der Standpunkt derjenigen, die der Meinung sind, daß man Jude bleibt, auch wenn man sich taufen läßt oder Atheist wird. Das war genau der nationalsozialistische Standpunkt.

In diesem Sinne habe ich vor drei Jahren an einen bekannten deutschen Theologen jüdischer Religion geschrieben mit der Bitte, etwas zu unternehmen, um hierbei aufklärend zu wirken. Er stimmte meinen Ansichten zu und schlug mir vor, eine Erklärung zu veröffentlichen, die außer von uns beiden auch von anderen maßgebenden Persönlichkeiten unterschrieben werden sollte. Leider kam es nicht zur Verwirklichung dieses Planes, doch möchte ich den mir von ihm übersandten Entwurf zur Kenntnis bringen.

Erklärung

Verschiedene Vorkommnisse der letzten Jahre veranlassen uns dazu, öffentlich gegen eine in weiten Kreisen eingerissene falsche Wortwahl zu protestieren, die unweigerlich ein falsches Weltbild zur Folge haben muß. Wir in Deutschland geborenen Juden, deren Familien zum Teil seit Jahrhunderten in diesem Lande ansässig sind, gehören keinem jüdischen Volk, sondern nur dem deutschen Volk an. „Jüdisches Volk“ ist eine Vokabel des Nationalsozialismus, deren sich Nationalsozialisten und Zionisten bedienen und bedienen. Wenn wir uns zum Judentum bekennen, bekennen wir uns zu einer Offenbarungsreligion, durch die vor mehr als drei Jahrtausenden die leibliche Nachkommenschaft unseres Stammvaters Abraham zum Bundesvolk auserwählt wurde. Die Zugehörigkeit zu diesem Volk von Sinai entspricht am ehesten der Zugehörigkeit zur christlichen Kirche, aber nicht der zu einer modernen Nation. Der durch den Zwang der Not im Zuge der Hitlerverfolgungen entstandene israelische Staat in Palästina muß als solcher verstanden und respektiert werden. Die deutschen Juden vor 1933 haben mit ihrer überwältigenden Mehrheit den politischen Zionismus abgelehnt. Die Reste von ihnen, die heute noch leben, betrachten sich nicht als Auslandsisraelis, sondern als Deutsche jüdischen Glaubens. . . Wir halten es für unsere staatsbürgerliche Pflicht, dies klar und deutlich auszusprechen.

Im Frühjahr 1964

gez. Unterschriften

In diesem Vortrag wollte ich nicht nur eigene Urteile und Meinungen zum Ausdruck bringen, sondern vor allem über Erkenntnisse sprechen, die ich im Alter gewonnen habe. Die vielleicht wichtigste Erkenntnis ist die, daß ich denen, die anderer Meinung sind, meist zubillige, von ihrem Standpunkt aus recht zu haben. Damit meine ich auch diejenigen, die sich als Angehörige eines „jüdischen Volkes“ betrachten; vor allem die, die früher im Osten in geschlossenen Gebieten lebten, streng religiös waren und sich kaum mit der anderen Bevölkerung vermischten. Der Typ der Mittelmeerrasse hat sich bei ihnen bis heute erhalten. Manche von ihnen wanderten auch nach Deutschland aus und leben hier in Gruppen, die sich nicht nur von den nichtjüdischen Menschen abkapseln, sondern zum Teil auch den hiesigen Juden gegenüber

recht zurückhaltend sind. Sie halten eng zusammen und stehen vielfach auf hoher geistiger und kultureller Stufe. Diese Menschen halte ich für einen überaus wertvollen Teil unserer Glaubensgemeinschaft, weil bei ihnen jüdische Religion und Lehre am reinsten erhalten und weiterverbreitet werden. — Die Mehrzahl der anderen hier lebenden Juden fühlt sich inmitten der Bevölkerung wohl und ist menschlichen Begegnungen gegenüber aufgeschlossen.

Noch manche anderen Erkenntnisse habe ich gewonnen. Vor allem, wie schwer es ist, sich über die Dinge, die einen interessieren und angehen, ein sicheres Urteil zu bilden, und daß dieses Urteil sich im Laufe eines langen Lebens oft ändern kann. — Bis zum ersten Weltkrieg fühlte ich mich als guter Deutscher und betrachtete die Religion als wichtige Privatsache. Unterschiede menschlicher Art zwischen Juden und Christen wurden mir nicht bewußt. Heute weiß ich, daß das Verhältnis nicht nur zwischen Christen und Juden, sondern auch innerhalb dieser Religionen immer sehr verschiedenartig war. Ich weiß auch längst, wie falsch eine Erziehung zu übertriebenem Nationalbewußtsein überall ist. Viele Vorurteile habe ich kennengelernt und weiß, wie schwer sie zu beseitigen sind — Vorurteile zwischen Menschen verschiedener Rasse, Religion, Nationalität und sozialer Herkunft. Solche Vorurteile auf vielfältige Art und Weise zu bekämpfen ist ja die Hauptaufgabe unserer Gesellschaft. Unsere Bemühungen wurden ebenso wie die von uns eingeführte „Woche der Brüderlichkeit“ mit Skepsis beurteilt und manche berechtigte Kritik wurde geübt. Genauso war es bei manchen anderen Institutionen, in denen ich mitwirkte. Dennoch wurden durch sie Menschen zum Guten geführt und es wurde ihnen auch Gutes gebracht.

Aber ich habe erkannt: kein einzelner und auch keine Gruppe kann die Welt verbessern, man kann jedoch Gutes in seinem kleinen Kreise wirken und Menschen Freude bereiten. Ich weiß aber auch, daß ein einzelner mit einer Handvoll aktiver Menschen die Welt schlechter machen und ins Unglück stürzen kann. Wir haben es aus der Geschichte gelernt, haben es auch selbst erlebt.

Wenn ich die Bilanz meiner Erkenntnisse ziehe, sehe ich kein Heilmittel gegen die Verwirrung und Feindseligkeit auf unserer Erde. Es sei denn, daß endlich das Wort in die Tat umgesetzt wird, das seit Jahrtausenden schon vergeblich fordert: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst!“

Die Frage, ob ich an eine Zukunft der Juden in Deutschland glaube, kann ich nicht einfach mit ja oder nein beantworten. Nach einem totalen Zusammenbruch erlebten wir hier nicht nur einen unwahrscheinlichen wirtschaftlichen Aufschwung, sondern auch das Entstehen einer immer mehr sich festigenden Demokratie. Die mit berechtigtem Mißtrauen beobachteten Erscheinungen radikaler Tendenzen von rechts und links sollte man sehr ernst nehmen, aber nicht überbewerten, wie es manchenorts geschieht. Ich bin

überzeugt, daß sie unter Kontrolle gehalten werden können. Viel wird hierbei von der allgemeinen politischen Entwicklung in der Welt abhängen.

Der Antisemitismus ist bei uns natürlich noch nicht erloschen, wird aber hoffentlich bei einer neu heranwachsenden Generation, die entsprechend erzogen und aufgeklärt wird, aussterben. „Jugend ist ja die ewige Glückchance der Menschheit“. So sagte einst Martin Buber. Unter solchen Voraussetzungen glaube ich, daß Juden sich auch in Deutschland als gute Staatsbürger fühlen werden und daß die jäh unterbrochene Symbiose sich wieder neu entwickeln kann.

Franz Werfel hat einmal gesagt: „Es ist schwer, ein Deutscher zu sein, aber noch schwerer, ein Jude in Deutschland zu sein.“ Damit hat er zweifellos die Meinung vieler Schicksalsgenossen ausgesprochen. — Für mich persönlich aber bekenne ich, daß es zwei Dinge gibt, für die ich meinem Schöpfer besonders danke; zwei Dinge, beide schwer und wunderbar zugleich. Erstens, daß ich als Jude geboren bin. Um meines Glaubens willen hatte ich viel zu leiden. Aber alle diese Leiden sind aufgehoben durch das für mich unwägbare und anderen kaum zu erklärende Gefühl, Jude zu sein. Zweitens danke ich dafür, daß ich als Deutscher geboren bin und im deutschen Kulturkreis aufwachsen durfte. Meine Jugenderlebnisse, die Dichtungen in deutscher Sprache, die Kunstschöpfungen unserer Größten wiegen mir mehr, als die unsagbaren Schändlichkeiten, die im Namen des deutschen Volkes begangen wurden und für die ich mich ebenso schämte, wie eine große Anzahl meiner Mitbürger es tat.

Und wenn ich auch weiß, daß viele mich nicht verstehen werden: Ich habe es nie bereut, ein deutscher Jude zu sein!